

**Andreas Öhler**

**Preis Freier Deutscher Autorenverband**

**Laudatio Alain C. Sulzer Leipziger Buchmesse 2014**

Es gibt, so heißt es, eine unumstößliche Regel für Laudationes: der Name, um dessen Leben und Werk es hier geht, sollte zumindest einmal in der Lobrede erwähnt werden. Das tue ich hiermit, Alain, ich grüße Dich und beglückwünsche Dich zu diesem Preis.

Ob Du, nach Schweizer Preisvorstellungen, an ihm viel verdienst, kann ich nicht ermessen. Verdient hast Du ihn jedenfalls, wie ich finde. Und dass Du mich als einen vollkommen ungeübten Laudator gleich dazu gewonnen hast, das verbuchen wir hier mal gelinde als Experiment mit offenem Ausgang. Mir ist durchaus bewusst, so ein Experiment ist eine Zumutung für die Schweizer Mentalität, wenn es denn so etwas überhaupt gibt. War es Wilhelm Tell, von dem die Worte überliefert sind: „Spontanität will gut durchdacht sein?“

Sympathisch ist mir diese Verleihung hier, weil weder die Auslobenden noch der Träger des Preises Mitglieder jener ausgebufften Preisverleihungs-Camorra sind, in der alles immer wie geschmiert läuft, wenn sich die üblichen Verdächtigen des Literaturbetriebes gegenseitig die Trophäen zuschieben. Mir kommen diese Dauerchampions immer wie Pfingstochsen vor. Das kräftigste Tier der Saison wird mit Blumen, Stroh und Bändern geschmückt – auf die saftige Weide geschickt, die sich leider auch als abgegraste Literaturlandschaft erweisen kann. Der Brauch, den Sieger gleich nach der Prozession zu schlachten, ist Gott sei Dank nur in einigen Regionen verbreitet.

Du hast schon einige Ehrungen erfahren: den Rauriser Literaturpreis, den Schillerpreis einer Kantonalbank. Du hast für dein Durchbruch-Werk „Der perfekte Kellner“ 2009 die wichtige französische Auszeichnung, den „Prix Médicis Etranger“ erhalten, in der Kategorie fremdsprachige Literatur. Den Hermann-Hesse-Preis und letztes Jahr den Kulturpreis der Stadt Basel hat man Dir auch zuerkannt. Machen wir uns nichts vor: Es ist ja kein kulturelles Missverständnis, dass Du all diese Prämierungen bekamst.

Ich finde, der Literaturpreis des Freien Deutschen Autoren-Verbandes (gibt es einen unfreien?) passt auch ganz gut auf Dich und Deine Arbeiten. Er würdigt neben dem literarischen Werk, auch einen Einfluss in der Gesellschaft, den Einsatz für Toleranz, Respekt und Humanität.

Auf den ersten Blick mag Dich diese Zuschreibung vielleicht selbst ein bisschen irritieren, weil Du ja kein politischer Autor im plakativen engeren Sinne bist, wie es Deine Altvorderen Max Frisch oder Friedrich Dürrenmatt waren, ethische Denkschriften habe ich in Deinem Oeuvre noch keine entdeckt. Du bist auch kein politischer Ironiker wie Franz Hohler oder Peter Bichsel und schon gar kein Soziologen-Schriftsteller wie Jean Ziegler oder Urs Jaeggi, der mir übrigens an der FU Berlin die Veräußerlichung des Kapitalverhältnisses in der Form des

zinstragenden Kapitals aus dem 3. Kapitalband von Marx nahe brachte und uns Studenten gleichzeitig mit seinem Roman „Brandeis“ psychologisch feingesponnene Innenansichten aus dem Studentenumfeld lieferte.

Der Begriff politischer Autor war in dieser Zeit ohnehin enger gefasst, und fast ein Synonym für „ideologisch“. Ideologien haben Dich nie gereizt, Du warst auch niemals so verblendet, dass Du glaubtest mit der Aufdeckung von Verblendungszusammenhängen in unserer Gesellschaft könne der Mensch seiner Verblendung als Gattungswesen entrinnen. Dein literarisches Personal versucht es oft gar nicht erst, seiner existentiellen Selbsttäuschung zu entgehen.

In Deinen Erzählräumen gibt es Spiegelkabinette, Tapetentüren und doppelte Böden. Hinter schweren, drehbaren Bibliothekswänden führen schwindelerregende Wendeltreppen hinunter zu den seelischen Abgründen. Deine Figuren werden von Geheimnissen heimgesucht, die Art wie Du sie peu à peu vor den Augen des Lesers langsam lüftest – das kann man schon meisterlich nennen. Es sind nicht allein, die repressiven Milieus, die die Menschen daran hindern, Träume, Sehnsüchte und Begierden auszuleben. In den Familientragödien sind es vorgezeichnete Verhängnisse, die Verstrickungen antiken Ausmaßes die Deinen Helden zusetzen. Doch darf man sich das alles bei Dir nicht wie bei einer griechischen Tragödie vorstellen, sondern eher wie bei Brecht: „Den Haien entkam ich, den Tigern entrann ich, aufgefressen wurde ich von den Wanzen.“

Es ist andererseits auch ein bisschen wie bei Theodor Fontane: Ein ins Wasser geworfener Kieselstein zieht Kreise, danach ruht still der See. Scheinbar. Denn die Wasserdämonen sind geweckt und treiben fortan ihr Unwesen, ziehen den Leser in die Tiefe. Dein Erzählsog ist außerordentlich kräftig in fast jedem deiner Werke.

Deine Romane beginnen dort, wo das kulturelle Wissen an seine Grenzen stößt. Wir wissen, dass Thomas Mann in seinen Tagebüchern aus seiner Homosexualität keinen Hehl machte, dass er fürchtete von den Nazis deswegen öffentlich zugrunde gerichtet zu werden. Wir wissen von der libidinösen Fixierung des exilierten Literaturnobelpreisträgers auf einen Schweizer Kellner, die angeblich nur in einem Kuss gipfelte. Ein Brief, ein silbernes Fünfmärkstück: mit diesen zwei Utensilien rollst Du vor uns eine Welt auf, die fesselnder kaum sein könnte. Ein Hinterbühnen-Zauberer bist Du: lieferst den kulturellen Rahmen, innerhalb dessen meine höheren ästhetischen Ansprüche bedient werden, gleichzeitig befriedigst Du meine niederen voyeuristischen Instinkte.

In Deinem Roman „Zur falschen Zeit“ ist es die vererbte seltene Armbanduhr des Vaters und eine Fotografie, die den Sohn nach Paris aufbrechen lässt, um dort in detektivischer Kleinarbeit das tragische Doppelleben des Vaters aufzudecken, der an der Liebe zu einem Mann zerbrach, in der Psychiatrie endete und Selbstmord beging. Durch eine homophobe Umwelt in die Ausweglosigkeit getrieben, verheddert in einer Ehe, wird er zum tätigen Opfer in einer verbotenen Liebe, an der schließlich zwei Familien zugrunde gehen.

Du belässt es in diesem Buch nicht bei einem Erzählstrang. Gelungen finde ich den geschickt gefertigten Perspektivwechsel auf das Geschehen, etwa wenn der Sohn seine Empfindungen mitteilt, während er mit der Aufdeckung dieser Tragödie beschäftigt ist. Das ist dann ein „psychologischer Roman“ im besten Sinne des Wortes.

Ähnliches gilt auch für Dein Buch „Privatstunden“ – eine Studie über die Liebe zwischen einem jungen Studenten aus Osteuropa, der in der Schweiz strandet und seiner privaten Deutschlehrerin, einer gutsituierten, aber emotional vernachlässigten Ehefrau und Mutter. Das Glück von Leo und Martha ist brüchig. Der Leser fragt sich die ganze Zeit: umfassen sich hier Liebende oder klammern sich da Ertrinkende aneinander. Für Leo ist die Schweiz nur eine Durchgangsstation – er wandert aus, weiter nach Amerika. Und wieder ist es die Aufgabe der Nachgeborenen, die Geheimnisse und tragischen Verstrickungen der Familien aufzudecken.

An „Annas Maske“ faszinierte mich, wie Du eine historische ja spektakuläre Begebenheit, den Stuttgarter Liebesmord an der gefeierten Sopranistin Anna Sutter zu einem raffinierten Dramolette ausbaust, zu einem knisternden Vexierspiel zwischen Kunst und Tod. Das alles wird erzählt über den Fetisch der Totenmaske, in der die Todessehnsucht und der Sexualtrieb, in Gipsform gegossen werden – ein Anflug von Anmut verewigt, den Todeshauch in feste Form gepresst: Das alte morbid-erotische Motiv von „Der Tod und das Mädchen“ kommt hier zur schönsten Blüte. Und was ist Blühen anderes als Verwesen?

Die frenetischen Besprechungen Deines letzten Romans mit dem Titel „Aus den Fugen“ will ich hier nicht wiederholen. Nur so viel: Die Fatalitätenkette, die Du vor dem Leser präsentierst, hat kein schwaches Kettenglied: Der Starpianist Marek Olsberg klappt auf der Bühne der Berliner Philharmonie ganz unvermittelt in Beethovens Hammerklaviersonate den Deckel des Flügels zu mit den Worten: „Das war’s dann.“ Und damit geht es erst richtig los. „Aus den Fugen“ ist ein Künstlerroman, ein Berlin-Roman, auch mit einem süffisanten Blick auf die ambitionierte Kulturbeflissenheit der Klassikschickeria, die über alles erhaben scheint und sich plötzlich gestraft sieht durch Verrat; Ehebruch; Diebstahl und die Sprachlosigkeit zwischen den Generationen. Ich halte diese Revue der erodierenden Seelen auch für ein zeitkritisches Sittengemälde, das ist zumindest ein Surplus dieses Buches, aber es zeigt, wie brüchig das Parkett ist, auf dem wir uns so sicher bewegen.

Keine Deiner von Dir ersonnenen Charaktere lieferst Du der Karikatur aus. Überzeichnungen aus Pointenbeflissenheit findet man bei Dir nicht. Das macht die Stärken Deiner Stoffe, die Glaubwürdigkeit der Figuren aus. Sie haben Kultur. Und sind dennoch nicht gerettet. Kultur ist, das wissen wir, der Damm gegen das Triebhafte, das uns zu verschlingen droht. Wo der Firnis seine ersten Risse zeigt, bist Du zur Stelle. Abyssus Abyssum vocat: Der Abgrund ruft den Abgrund. Fordert er ihn heraus, wenn er ruft, oder schreit er nach ihm in Verlangen?

Du gehörst zu den wenigen Schriftstellern, denen der monomanische Zug „Das bisschen, was ich les, schreib ich mir selber!“, völlig fremd ist. Vielleicht hat es damit zu tun, dass Du in Deinen Anfängen als Buchhändlerlehrling und später als Übersetzer, Rezensent und Juror beim berühmten Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt tätig warst. Du bist ein Vielleser, der die Warte des Rezipienten nie ganz verlässt. Die Lust an guten Texten – auch denen anderer Leute - zeigte sich bei Dir auch darin, dass Du als Herausgeber kulturhistorisch interessanter Texte aus dem Bereich der Kulinarik fungierst. Auch in Deinen Essays blitzt sie immer wieder auf, diese unbändige Freude am Fund, der sich aufbereiten lässt.

Als Zeitungsschreiber nehme ich mir am Ende meiner Lobrede, oder besser gesagt, meines Versuches einer Lobrede, ein Zitat Ludwig Anzengrubers, o.k. nicht gerade ein Weltliterat, zu Herzen, der sich immer wieder als Journalist verdingen musste, um sein Leben bestreiten zu können.

„Die Zeitungen schaden nicht viel, höchstens macht das beständige Loben dem Publikum einen Autor langweilig. Das heißt chemisch: auf warmem Wege auflösen.“

Das, mein lieber Alain hast Du dann doch nicht verdient.